



Die Marienburg von der Nogat-Seite.

DEUTSCHE BAUZEITUNG

57. JAHRGANG. * * No 39. * * BERLIN, DEN 16. MAI 1923.

* * * * HERAUSGEBER: DR.-ING. h. c. ALBERT HOFMANN. * * * *

Alle Rechte vorbehalten. — Für nicht verlangte Beiträge keine Gewähr.

Die Marienburg.

Vortrag des Geh. Oberbaurates A. Kickton, Potsdam, in der Festsitzung der „Preußischen Akademie des Bauwesens“.
(Fortsetzung aus No. 38.)



Nach diesem geschichtlichen Rückblick auf die Entstehung und die Schicksale der Marienburg mag eine Betrachtung über ihre Bedeutung als Baudenkmal und die bei ihrer Wiederherstellung befolgten Grundsätze angemessen sein:

Ein Baudenkmal, welches seinen Zweck und seine Gestalt im Lauf der Zeit nicht wesentlich geändert hat, bedarf nur einer entsprechenden einfachen Pflege. Je mehr es aber durch Zerstörung und Umbauten verändert oder seiner ursprünglichen Bestimmung entzogen wurde, desto verwickelter werden die Aufgaben der pflegerischen Behandlung. Beim Schloß in Heidelberg z. B., wo großer Wert auf malerische Erscheinung der Ruine gelegt wird und zugleich eine mahnende Erinnerung an ein geschichtlich bedeutendes Ereignis wachgehalten werden soll, wird bei der Erhaltung jeder bauliche Eingriff vermieden werden müssen. Die Ruine soll sich vielmehr, wie der Streitrufer lautete, „ausleben“ und lieber einstürzen, als eine Änderung ihrer äußeren Erscheinung erfahren. (Wir teilen diese Anschauung nicht. Die Red.)

Bei der Marienburg dagegen fehlte der romantische Ruinenreiz. Die Hauptbauteile, das Hochschloß, Mittelschloß und der Karwan (Zeughaus) waren sogar unter Dach, und in dauernder Benutzung geblieben. Das Hochschloß hatte als Speicher flache Dächer mit häßlichen Speicherluken erhalten, war zum Teil verputzt, in einen Zustand versetzt, der für das geschichtliche Verständnis wenig bot und nicht durch gewaltige Ereignisse, sondern durch platten Nützlichkeitsinn hervorgerufen worden war. Da regten sich schon 1815 im engen Zusammenhang mit dem Erwachen vaterländischer Gesinnung, mehr noch in den Jahren nach wiedererlangter Reichseinheit der geschichtliche Sinn, das Gefühl, etwas Versäumtes gut machen zu müssen.

Die wiederhergestellte Burg sollte für das Volk zum Lehrbuch der Kulturgeschichte werden: Was der deutsche Orden einst für das Land getan, das er dem Deutschtum zurückgewann, das steht hier in eindringlicher Verkörperung vor uns.

Diese Gesichtspunkte haben die Wiederherstellungsarbeiten an der Marienburg von vornherein auf das Ziel der Ergänzung und Verwertung geführt. Anfangs zwar, in der romantischen von Schönschen Zeit, war es zu mancherlei Abirrungen durch Häufung von Zinnen im Mittelschloß, durch verfehlte Ausnutzung zu Wohnungen mit vorgebauter Theaterarchitektur gekommen; um so klarer und einmütiger bekannten sich seit 1882 infolge dieser Erfahrung alle maßgebenden Faktoren: Der Marienburg-Verein, die zur Wiederherstellung eingesetzte Ministerialkommission und der Regierungsbaumeister Steinbrecht aufs Entschiedenste zu dem Grundsatz: keinen Schritt anders als im historischen Sinn zu tun. Allein so heilsam dieses zur Richtlinie erhobene Glaubensbekenntnis wirkte, so schützt es doch nicht vor Unvollkommenheiten, die schon allein dadurch hervorgerufen werden, daß bei jedem Material und jeder handwerklichen Ausführung der Unterschied der Zeitverhältnisse zwischen Entstehung und Wiederherstellung des Bauwerkes unweigerlich bemerkbar werden muß.

Zu dem guten Gelingen des Werkes trugen besondere äußere Glücksumstände bei. So setzte die Wiederherstellung der Marienburg überhaupt zu einer günstigen Zeit ein, als nach dem siegreichen Krieg 1870/71 vaterländische Unternehmungen wie der Ausbau der Marienburg als Symbol des Reichsgedankens mit einmütiger Begeisterung begrüßt wurden. Dazu kam, daß das Werk auf der Grundlage vorausgegangener eingehender Forschung über Geschichte und Baukunst des Ordens in Angriff genommen werden konnte. Es war die Zeit, wo durch die Geschichtsforscher Hirsch, Strehlke und Toepfen geschichtliche

Einzelheiten, Sagen und Erzählungen über die Marienburg in lebendiger Schilderung verbreitet wurden: Die Ermordung des Hochmeisters Werner von Orselen, der Heldentod und die Beisetzung Ulrich von Jungingen's

weiter politischer Mittelpunkt in den nordischen und späteren Kriegen, und ihre Mauern herbergen nacheinander Gustav Adolf, Karl XII., Peter den Großen, Friedrich den Großen und Napoleon I. Das alles füllte



Schloßbau von Marienwerder mit dem Danker.



Katholische Kirche in Lichterfelde, Kreis Marienburg.
Aufnahmen von A. Kieckton in Potsdam.

in St. Annen, Heinrich v. Plauens Großtaten, sein Schicksal und sein Grab ebendort, der Schuß auf die Madonna, und die Belagerungskugel in Meisters Sommerremter gaben willkommenen und reichen Stoff zu volkstümlichen Dichtungen. Nach der mittelalterlichen Glanzzeit des Ordens bleibt die Marienburg

die Burg mit lebendiger Geschichte und machte ihre Wiederherstellung volkstümlich.

Deren Hauptgrundlage aber blieb die Erforschung der Ordensbaukunst unter vergleichenden Bauaufnahmen, wie sie durch Meister Steinbrecht in jahrelanger emsiger Vorarbeit

bei den alten Kirchen und Burgenresten aus der Ordenszeit betrieben worden waren. Denn überall im Preußenland erheben sich die sprechenden Zeugen jener kraftvollen und zielbewußten deutschen Kulturarbeit und geben der Landschaft ihr eigenartiges Gepräge. Auf hohen Ufern leuchten, das weite Weichseltal beherrschend, die alten Ordensstädte Thorn, Kulm, Marienwerder, Neuenburg, Mewe, Dirschau, Marienburg, Danzig. Aus wogenden Kornfeldern, fruchtbaren Ackerfeldern winken die gedrungenen Massen der Stadt- und Dorfkirchen (S. 186), ragen trotzige Wehrtürme über den gewaltigen Mauerresten der alten Comthureien. Besonders sind es die zahlreich erhalten gebliebenen Kirchen, deren große, reiche Mannigfaltigkeit im Aufbau reifes künstlerisches Empfinden u. sehr geschickte Ausnutzung der Eigenschaften des Backsteins beweisen.

Im ersten Zeitabschnitt, Mitte des XIII. Jahrhunderts, zeigen die Ordensbauten den Stil der Frühgotik, wie er in den deutschen Stammländern Thüringen und Sachsen blühte, aus denen sich die Ordensbrüder damals meist ergänzten. Dort standen Werke edler Hausteinkunst: so die Wartburg, die Dome von Marburg, Naumburg und Meißen, und viele Steinmetze wanderten nun gen Osten. Hier aber mangelte es völlig an Haustein. Man war beim Bauen ganz auf den bildsamen Ton angewiesen und auf den sich dazu gesellenden spröden Findlingsgranit. Diese sehr veränderten Materialverhältnisse wurden Anlaß, daß die Baukunst auf dem neuen Boden keine tote Übertragung wurde, sondern daß sie den Ansporn fand zu einer Weiterbildung in eigenartigen neuen Formen.

Das Tonmaterial, welches erst geformt, dann getrocknet und zuletzt gebrannt werden mußte, drängt auf kleine sich wiederholende Formen hin. Damit konnten die Steinmetze ihre Hausteinkunstsprache nicht zum Ausdruck bringen. Sie schufen sich daher einen Ersatz der gewohnten Werkstücke durch beizeiten vorbereitete trockene Tonblöcke, auf welchen sie ihre Meißelkünste vor dem Brennen anwenden konnten. Das förderte eine dem Backsteinbau fremde, überaus reiche Bildnerei zutage, bisweilen von gold-

schmiedeartiger Feinheit, wenn es sich um Portale, Wandgliederungen und Gewölbedienste handelte. Ein wohlhaltenes Beispiel ist die Goldene Pforte vor der Marien-Kapelle und das Schmuckkästchen der ersten Marienburger Schloßkapelle steht ganz im Zeichen dieser anmutigen Kunst, die sich überall an Ruinen als schöne Merkwürdigkeit wiederfindet.

Ein anderes Neues, das auf die Baumeister aus Mitteldeutschland anregend wirkte, war die schöne Farbe der Backsteine, die sich von brennendem Rot bis zum satten Braun lebhaft und ernst abwandelte,



Dansker von Marienwerder. Gemalt von A. Kiekton in Potsdam.

und an der Wetterlage sich mit silbern schimmernder Flechte überzog. Überraschende Farbenreize boten diese Backsteinbauwerke im saftigen Grün der Wiesen und im Rahmen üppigen Baumbestandes, nicht minder auch im stimmungsvollen Schneekleid des nordischen Winters. Das führte die geschickten Meister auf die Kunstfertigkeit des Glasierens. Bald glitzerten die Ordensbauten in grünen, braunen, gelben Tönen, milderten oder hoben ihre ernste Wucht an Portalen und Giebeln; und auf den mit Glasuren rhombisch gemusterten Mauerflächen zauberte die Sonne ein funkelndes Netz hervor. Das waren Äußerungen deut-

schen Kunstsinn von höchster Wirkung, die jene Bauten des 13. und 14. Jahrhunderts noch heute auszeichnen, zu denen aber noch eine weitere Errungenschaft durch die Erfindung der Sternengewölbe tritt. Im Anfang erfolgte die Überdeckung der Ordenskapellen mit ähnlich schweren Kreuzgewölben, wie sie im Hausteinland im 13. Jahrhundert angewendet wurden, und man versuchte das dem Backstein Schwierige ebenfalls mit dem Kunstgriff der trockenen Tonblöcke zu überwinden. Diese Ausführungsart führte jedoch zu keinem befriedigenden Ergebnis, und man ging dazu über, die durch Kreuzrippen geteilte Gewölbefläche im Steinmuster aufzulösen, deren Rippen aus kleineren Steinen bestehen und durch Lehrgerüste unterstützt wurden; die schmalen Kappen konnten nunmehr freihändig dazwischen gespannt werden. So bildeten sich schon im 13. Jahrhundert jene gefälligen flüssigen Sternengewölbe heraus, welche sich weit über die Grenzen Preußens ausbreiteten. Eine prächtige Sonderart entstand in den zweischiffigen Remterbauten, deren Mittelpfeiler in fast eigenartiger Schlankheit aus heimischem Granit hergestellt wurden. Schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entwickelte sich in schneller Folge die Reihe dieser schönen Bildungen, welche in des Meisters Großem Remter ihren vollendetsten Ausdruck finden. Er war als Ehrensaal deutscher Ritter und Gäste bestimmt und fesselt durch seine edlen Verhältnisse das Kunstempfinden der Welt bis auf den heutigen Tag.

Die Wohlgestalt aller Räume der Ordensschlösser wird dadurch noch anziehender, daß überall das Streben bemerkbar wird, den kleingliedrigen Backsteinmaßstab bei Bildwerk und Farbenschmuck auszunutzen. So gediegen und zugleich behaglich richtet sich keine Gemeinschaft ein, die nicht das Bewußtsein des unbestrittenen Rechtes auf die Gründung dauernder Wohnsitze hat. Die bevorzugte Eigenart der deutschen Ordensbaukunst kommt aber erst in der Gesamterscheinung zu sinnfälligem Ausdruck. Es ist nicht nur die Größe der Ordenshäuser, sondern die gesetzmäßige mathematische Gestalt, die auffällig das Landschaftsbild bestimmt. Sie verkörpern Ordnung und staatenbildende Kraft, winken sich gleichsam von Burg zu Burg den Herrschergruß zu, diesem Land insonderheit den Namen des Burgenlandes aufprägend.

Bei den Wiederherstellungs-Arbeiten standen nach

Vermischtes.

Die Ruinenstadt Stambul ist Gegenstand einer Ein-sendung, welche die „Köln. Ztg.“ aus Konstantinopel erhalten hat und eine Betrachtung über Gegenwart und Zukunft der türkischen Hauptstadt sein will. Die Zusendung führt aus:

Ich liebe die Ruinenstadt Stambul, und ich muß aufrichtig bekennen, daß ich glaube, ich würde sie nicht so sehr lieben, wenn es keine Ruinenstadt wäre, wenn sie mehr oder weniger unversehrt wäre; wenn sie nicht die vielen Brandplätze und Ruinen hätte; wenn sie wohlorganisiert wäre und in Ordnung und Reinlichkeit prangte. Wenn es mein Kampf ums Dasein nur ein wenig erlaubt, dann eile ich zu ihr und durchwandere sie. Seit vielen Jahren! Und leider muß ich gestehen, mit Ausnahme eines gelegentlichen Begleiters bin ich noch niemals einem andern Einheimischen oder Fremden begegnet, aus dessen Wandern, Stehenbleiben, Schauen usw. zu bemerken gewesen wäre, daß er Blick, Sinn, Gedanken und Gefühle für die Ruinenstadt hat. Die Fremden durchheilen sie mit erstaunten, ärgerlichen, mitleidigen oder höhnischen Blicken und Worten, und widmen ihre Aufmerksamkeit nur den erhaltenen Denkmälern der gewöhnlichen Touristenschaulust und -neugierde: Moscheen usw. Für die andern Beobachtungs-, Gedanken- und Gefühlsgegenstände: die leerstehenden Gebäude, Ministerien und öffentlichen Institute der jahrhundertelangen Hauptstadt des türkischen Sultanats, die jetzt zu einer „Wilajetstadt“ entwürdigt wurde, für die vielen gleichfalls leerstehenden Privathäuser und die Tausende durch jene Entwürdigung zum Faulenzen, Kefmachen, Kaffeehausitzen, Jammern, Schwätzen und Kritteln verurteilten Beamten, Offiziere usw. hat der Fremde wie der Einheimische weder Blick, noch Gefühl, noch begreifende Erkenntnis.

Seit der Ruinenstadt der alten Türkei zu einem neuen Leben zu erwachen scheint, wird über eine Wiedergeburt, einen Auf- und Umbau der Ruinenstadt viel gesprochen

mancherlei Versuchen bald das gleiche gute Backsteinmaterial, sowie der prächtige heimische Granitfindling zur Verfügung; es gelang auch, lufttrockene Tonblöcke für zierliche steinmetzartige Bearbeitung herzustellen, sowie die alten Glasuren trotz der völlig verloren gegangenen Überlieferung in den ursprünglich fein abgestimmten Farben und mit allen ihre Wirkung beeinflussenden Zufälligkeiten nachzuahmen, sogar den Steinbruch in Esthland wieder aufzufinden, aus dem die Ordensbaumeister die Werkstücke aus feinem kristallinen Kalkstein für Kapitale und Kragsteine bezogen. Es stellte sich von vornherein als zweckmäßig heraus, die Arbeiten im Tagelohn auszuführen, was der Güte der Leistungen und dem Eifer der Werkleute sehr zu gut kam. Die Handwerker bildeten sich zu Spezialisten aus, aus Maurern gingen Steinmetze und Bildhauer hervor, aus Zimmerleuten Tischler und Kunstschnitzer. Bei aller Sorgfalt der Arbeit blieb dadurch eine gewisse urwüchsige und lebendige Nachbildung gewahrt. Diese an verloren gegangenerm altem Bestand geübte Ergänzungs-kunst fügt Neues und Altes völlig einheitlich zusammen und erstreckt sich nicht nur auf das Gebiet des Maurer-, Zimmerer- und Dachdecker-Gewerbes, sondern auch auf das Tischler-, Schmiede- und Malerhandwerk. Für die Schmiedewerke z. B. konnten den Meistern Originale als Vorbilder in die Werkstatt gegeben werden, und bei den Möbeln für die Ausstattung der Räume wurde die an anderen Stellen gemachte Erfahrung beherzigt, daß es unmöglich ist, durch neuzeitliche sogenannte stilgerechte Möbel den Eindruck des Echten, Mittelalterlichen hervorzurufen. Nach wenigen Jahren ist der Abstand erkannt und das Neufundene überzeugt nicht mehr. Es wurde daher grundsätzlich nach dem Plan verfahren, geeignete Möbel an Örtlichkeiten gleicher oder verwandter Bedeutung ausfindig zu machen und danach für die Marienburg lebendige Nachbildungen herzustellen. Jedes Stück gibt daher in möglicher Vollendung ein Original wieder, ist ein Kunstwerk des Schnitzers, das durch Material, handwerkliches Geschick und die Geschichte des Vorbildes das Gefallen des Beschauers hervorruft, und in der Geamtheit mit dem gleichen Eindruck des benachbarten Stückes dem betreffenden Raum den Stempel des untrüglich Echten aufdrückt. —

(Schluß folgt.)

und geschrieben. Von Türken und Fremden. Aus patriotischen Gründen oder auch aus Geschäftszinteresse. Eine rühmliche Ausnahme macht eine Aufsatzreihe unter der Überschrift „Konstantinopel von morgen“ Dschelal Essad Beys (eines Fachmanns, denn er war Bürgermeister von Kadiköi, der zugleich ein Künstler ist) in der zurzeit bestgeleiteten türkischen Zeitung „Tanin“. Einige wenige goldene Wahrheiten aus ihr sollen hier hervorgehoben werden. Vor Allem der aus den Tiefen eines vaterländisch empfindenden Herzens und einer Künstlerseele kommende Schmerzensruf: Armes Konstantinopel! Dann gießt er eine übervolle Schale voll beißender Ironie und berechtigten Zornes aus über die vielen Plänemacher, „Fachmänner“ und Künstler oder „Nur-Patrioten“, die ganz Konstantinopel nur im „türkischen Baustil“ sehen wollen, oder eine „Boulevard-Stadt“ mit Straßen von 75^m Breite errichten, oder rumänischen Brückenstil einführen wollen. Er erklärt mit Recht, daß der Gedanke, von Stambul einen Abklatsch von Berlin, Paris oder Wien zu machen, die häßlichste Karikatur bedeuten müßte. Er stellt fest, daß Niemand hier etwas vom Stadtbau versteht, ja auch nicht einmal vom Häuserbau. Seine Schlußfolgerungen sind: Der Stadtteil soll weder Europa nachahmen, noch vom Nationalismus eingegeben sein. Er soll die Seele und den Grad der Kultur seiner Einwohner haben. Mit anderen Worten: Stambul soll Stambul bleiben! —

Man kann diese Auffassung nur billigen. Schon viel zu viel haben westeuropäische Einflüsse mit ihren Modernisierungs-Bestrebungen an dem alten Stambul gesündigt und ein Glück ist es, daß an den Bestrebungen zur Errichtung eines Hauses der Freundschaft der Erfolg versagt blieb. —

Inhalt: Die Marienburg. (Fortsetzung.) — Vermischtes. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H. in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
W. Buxenstein Druckereigesellschaft, Berlin SW.